

Leitartikel

Wilhelm Zauner
Welche
Sprache sollen
wir sprechen?

Wunderbar klingt die Verheißung: „Macht euch keine Sorge, wie oder was ihr reden sollt; denn es wird euch in jener Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt. Nicht ihr seid es, die da reden, sondern der Geist eures Vaters ist es, der durch euch redet“ (Mt 10, 19–20). Das wird uns für den Fall gesagt, daß wir um des Glaubens willen vor Gericht gestellt oder vor Statthalter und Könige geschleppt werden.

Doch das ist unser Problem: Wir werden nicht vor Gericht gestellt, sondern vor ein Rednerpult. Wir werden nicht vor Statthalter und Könige geschleppt, sondern vor Schulklassen und Kursteilnehmer. Wir müssen mit Brautleuten reden, die sich von der Kirche nichts als eine schöne Hochzeit erwarten; mit Eltern, die ihre Kinder durch die Taufe in eine Kirche aufnehmen lassen wollen, aus der sie selbst ausgetreten sind; vor einer Begräbnisgemeinde, die nicht an ein Leben nach dem Tod glaubt. Wir stehen vor dem Gericht der Zeitungsleser, Radiohörer und Fernsehzuschauer. Man schleppt uns zur Eröffnung von Kaufhäusern, Banken und Straßenbahnlinien. Man lädt zu einer öffentlichen Diskussion über das Waldsterben höflich auch den Pfarrer ein.

Sprachnot . . .

Wie oder was sollen wir da reden? Für solche Situationen scheint die schöne Verheißung nicht zuzutreffen. Unsere Worte klingen oft fremd und formelhaft. Wir fühlen uns manchmal recht hilflos bei dem Versuch, die Botschaft auszurichten, die uns im Hörsaal so einleuchtend schien und im Meditationskreis so tief in die Seele drang. Wir sind beauftragt, „den Heiden den unergründlichen Reichtum Christi zu verkünden“ (Eph 3, 8). Doch was wir anzubieten und zu verkünden haben, wird ja von vielen gar nicht als Reichtum angesehen. Wir stehen mit unserer Botschaft da wie mit einem Bündel Ostgeld vor einer westlichen Bank: Man wechselt es nur ungern und zu einem beschämend niedrigen Kurs; es gilt nicht viel in der westlichen Wirtschaft.

. . . und Entmutigung

Viele Seelsorger sind entmutigt und sagen: Wir kommen mit unserer Botschaft nicht an. Mancher flieht in den kleinen Kreis Gleichgesinnter, in dem er noch Bestätigung findet. Andere steigern ihre Anstrengung und geraten in einen Streß, der ihnen die Erfolglosigkeit ihrer Anstrengung noch mehr zum Bewußtsein bringt. Nicht selten erfahren Mitarbeiter in der Seelsorge einen Verlust der Identität: die Botschaft wird dem Boten selbst fremd. Sie

Eine schwer
vermittelbare
Botschaft

fühlen ihre Situation wie Jeremia: „Du hast mich betört, und ich ließ mich betören; zum Gelächter bin ich den ganzen Tag“ (Jer 20, 7). Wie kann man mit diesen Spannungen und Belastungen leben? Wie gewinnt man die Freude an der Verkündigung wieder? Wie läßt sich die Sprachnot beheben?

Vielleicht hilft schon die Einsicht, daß die Mühe unserer Verkündigung ihre Ursache nicht nur in unserem Ungeschick zur Formulierung hat. Der Fremdkörper ist vielmehr die Botschaft selbst. Sie paßt nicht in unser System; sie fügt sich nicht nahtlos in unser Denken, in unsere wirtschaftlichen und politischen Überlegungen. Sie sprengt auch immer wieder die theologischen Gebäude, die wir mit solcher Mühe errichtet haben. Sie irritiert unsere religiösen Gefühle, die uns lieb und vertraut geworden sind und in denen wir uns Gott schon so nahe gefühlt haben. „Wir verkündigen Christus, den Gekreuzigten – den Juden ein Skandal, den Heiden eine Dummheit“ (1 Kor 1, 23). Christus paßt nicht ins Judentum und nicht ins Heidentum, weder von damals noch von heute. Er ist überall fremd, anstößig, zu groß. Seine Gedanken lassen sich nicht glatt in die Gebäude unserer Gedanken einfügen. Sätze wie „das wahrhaft Menschliche ist das Christliche“ haben dazu verführt, die Botschaft Jesu als eine Art verfeinerten Humanismus auszugeben. Das Anstößige an der Botschaft wurde dadurch geglättet, daß das Christliche als Maßanzug für das Menschliche dargestellt wurde. Man hat sich nicht mehr zu sagen getraut, daß das Christliche manchmal dem Menschlichen zuwiderläuft, ja geradezu als unsinnig und unvernünftig erscheint. Die Bergpredigt bleibt ein Fremdkörper in einer menschlich vernünftigen Ethik. Die Botschaft von der Auferweckung wird immer wieder die einen zum Spott reizen, die anderen zu höflicher Entschuldigung veranlassen (vgl. Apg 17, 32). Der Organismus des bloß Menschlichen stößt die Botschaft vom Kreuz ab wie ein fremdes Organ; er entwickelt Anti-Körper, wenn sie auf ihn trifft. Wer also die Fremdheit der christlichen Botschaft in der heutigen Welt wahrnimmt, der nimmt das tatsächliche Verhältnis dieser Botschaft zur Welt wahr. Wer sie verkünden will, muß diese Spannung aushalten. Die Verkündigung ist nicht nur ein Sprachproblem, sondern auch ein Sachproblem: Der Inhalt selbst ist schwer zu vermitteln.

Das heißt nun freilich noch nicht, daß jeder Mißerfolg in der Verkündigung ein Beweis dafür ist, daß einer eben die Torheit des Kreuzes gepredigt hat. So mancher, der einfach dumm daherredet und deshalb kein Gehör findet, beruft sich zu seiner Rechtfertigung auf den Auftrag, das

„Modernisierung“
der Sprache?

Wort zu verkünden und aufzutreten, „sei es gelegen oder ungelegen“ (2 Tim 4, 2). Mancher Seelsorger meint, je mehr sich die Leute über seine Predigt aufregen, desto deutlicher habe er das Wort Gottes verkündigt. Er kommt gar nicht auf den Gedanken, daß der Widerstand gegen seine Verkündigung nicht dem Wort Gottes gilt, sondern seiner Unfähigkeit, es zur Sprache zu bringen.

Manche glauben auch, man könnte für die Menschen von heute die alten Texte der Verkündigung gar nicht mehr verwenden. Sie lesen statt des Evangeliums ein Märchen vor und deuten es mit einer Methode, die sie für Tiefenpsychologie halten. Sie benützen für die Trauungsansprache indianische Geschichten oder buddhistische Mythen. Wieder andere versuchen es in der Kirche mit Dialekt oder derben Straßenausdrücken: „Locker, locker“ ist ihre Parole. Nun, ich halte nichts von solchen Methoden. Wir werden die Botschaft nicht verständlicher machen, wenn wir die klassischen Formen unserer Verkündigung den Swingle Singers anvertrauen. Es wird nicht viel helfen, wenn wir die Bibel ins Zeitungsdeutsch oder gar in den Dialekt übersetzen, wenn wir Jesus Christus einen „Superstar“ nennen und seine Gleichnisse als Comics zeichnen lassen. Die entscheidende Frage wird sein, ob sich die Menschen die Botschaft der Bibel sagen lassen und sich nach Jesus Christus richten wollen.

„Fremdsprache“
für dem Glauben
Entfremdete

Freilich, wenn sie dies wollen, bleibt uns immer noch das Problem der Sprache; und schließlich sollen wir ja auch durch die Sprache die Bereitschaft wecken, die Botschaft zu hören und anzunehmen. Die Sprache des Glaubens wird freilich in dem Maß eine Fremdsprache bleiben, als einer dem Glauben selbst fremd gegenübersteht. Die Texte der Bibel und Liturgie sind aus einer gemeinsamen Glaubenserfahrung gewachsen und wohl nur dem ganz verständlich zu machen, der sich auf ähnliche Erfahrungen einläßt. Wir können nicht alles übersetzen und dürfen die kostbaren Worte, die uns zur Versprachlichung und Vermittlung unseres Glaubens vertraut geworden sind, nicht leichtfertig aufgeben. Wir müssen jedoch ständig die kirchliche Sprache überprüfen: Enzykliken, Hirtenbriefe, Pfarrbriefe; die Sitzungssprache kirchlicher Gremien; die Binnensprache kirchlicher Insider; die Sprache unserer Gebete und Fürbitten; die Sprache bei charismatischen Zusammenkünften. Noch immer gilt die Mahnung des Paulus: „Wenn die ganze Gemeinde sich versammelt und alle in Zungen reden, und es kommen Unkundige oder Ungläubige hinzu, werden sie dann nicht sagen: Ihr seid verrückt!“ (1 Kor 14, 23) Tatsächlich, es kann ungemein peinlich sein, wenn ein Seelsorger (Prie-

ster oder Laie) ständig „Zeugnis geben“ will oder einen Straßenpassanten mit der Feststellung aufspießt: „Jesus liebt dich!“ Es gibt auch für die religiöse Sprache ein Gebot der Schamhaftigkeit. Ein Freund erzählte mir kürzlich, er sei vor einer Mitreisenden, die, unterwegs zu einem einschlägigen Kongreß, im Abteil freimütig von ihren Glaubenserfahrungen erzählte, in den Speisewagen geflüchtet. Er habe kein Interesse an Prostitution, weder an körperlicher noch an religiöser.

Ich gestehe, daß mir auch die pastoraltheologische Sprache manchmal ziemlich auf die Nerven geht. Wenn da „Handlungsmuster“ und „Pastoralstrategien“ entworfen werden, wünsche ich mir manchen Kollegen lieber bei einer Computefirma oder beim Militär. Wenn da hurtig neue Worte und Parolen formuliert werden, die uns über die gegenwärtige Situation retten und den sicheren Erfolg bringen sollen, frage ich mich nach dem Glauben der Erfinder. Wer nicht gleich das modische Vokabular übernimmt, setzt sich allerdings dem Verdacht aus, er sei in der Sache selbst nicht informiert.

Der Glaube
braucht
vertraute Worte

Wer seinen Glauben zur Sprache bringen will, weil das einfach zum Glauben gehört und weil er sonst nicht vermittelt werden kann, der muß die Mühe der Sprache auf sich nehmen. Er muß manche Strecke der Sprachnot und Sprachlosigkeit zurücklegen. Er tut gut daran, eher bei Dichtern als bei Werbetextern zu lernen. Er soll auch nicht allzu sehr auf Kreativität setzen. Der Glaube des Einzelnen und der Gemeinde braucht vertraute Worte. Wer sie ändern will, muß sich zuerst fragen, ob er selbst deren Sinn erfaßt hat. Niemand kann durch Übersetzung einem anderen verständlich machen, was er selbst nicht verstanden hat. Ich habe auch von den vielen Gelegenheitsdichtern, die die Liturgiereform hervorgebracht hat, noch kaum eine Formulierung gehört, die den Texten in den liturgischen Büchern vorzuziehen wäre. Manche kommen sich freilich dabei recht locker und spontan vor und meinen, daß dies auch die Mitfeiernden schätzen.

Loqui sequitur
esse

Also: Welche Sprache sollen wir sprechen? So leicht ist das nicht zu sagen. Sprache ist nicht einfach ein Verständigungssystem, das seiner Verwendung griffbereit vorausliegt. Loqui sequitur esse: Wie einer redet, so ist er. Wenn das Dekret einer kirchlichen Behörde erhaben über den Tatsachen und Problemen schwebt und sorgfältig in Erinnerung ruft, was man schon immer gesagt hat, kann man sich denken, wie die Behörde ist. Wenn in einem Hirtenbrief nichts steht, was ein Pfarrer seiner Gemeinde vorlesen möchte, so wirft das ein Licht auf den

briefschreibenden Hirten. Wenn ein Pfarrer oberflächlich oder bigott predigt, dann wird er eben so sein. „Deine Sprache verrät dich“, haben Umstehende zu Petrus gesagt, der sich in den Hof des Hohenpriesters geschlichen hatte (Mt 26, 73). Sie meinten zwar nur seinen galiläischen Dialekt, doch der Hinweis gilt ganz allgemein: An seiner Sprache erkennt man den Menschen, seinen Geist oder Ungeist. Siehe ganz oben: Wenn sich einer um den Geist Gottes bemüht, darf er getrost darauf vertrauen, daß ihm gegeben wird, was und wie er reden soll. Wenn er nur „geistreich“ reden will, soll er lieber schweigen.

Artikel

Alex Stock Weltliche Poesie und theologische Poetik

1. Theologische Interessen an der Poesie

Manche Motive und Themen des Christentums werden jenseits der kirchlichen Praxis in der Literatur weiterverhandelt. Stock vertritt im folgenden Beitrag die Meinung, daß durch die Lektüre solcher Literatur den lesenden Theologen selbst etwas geschehen müßte, wenn die Poesie für die Theologie Ereignis werden soll. red

Das historische Verhältnis der Theologie zur Poesie ist zwiespältig, zwischen humanistisch-neugierigem Interesse für die Sprachschätze der Welt und moralischer Verachtung für das feinsinnige Allotria christlicher Ästheten. Das offene Interesse hat sich seit der Spätantike auf zwei Ebenen bewegt. Die erste Interessensrichtung schließt sich an die antike Tradition der *theologia poetica* (*narrativa*) an, dergemäß die ersten Theologen die Dichter waren, Männer wie Hesiod und Orpheus. Christliche Theologen der Spätantike und des Mittelalters haben sich da angeschlossen, indem sie die heidnischen Mythen wie das Alte Testament allegorisch lasen auf Christus und die Offenbarung des Neuen Bundes hin, als verborgene (christliche) Theologie. Das zweite Interesse richtete sich nicht primär auf die potentiellen theologischen Inhalte, sondern auf die der Dichtung eigene sprachliche Kunstfertigkeit. Im propädeutischen Schulprogramm der „*artes*“, insbesondere der Grammatik und Rhetorik, las man die Dichter. Man beschäftigte sich mit Poesie in poetischer Absicht, d. h. in der Lernabsicht, selbst in und mit der Sprache etwas machen zu können. Richtig lesen, reden und schreiben zu können, lernte man durch das Studium der Autoren. Poetik zielte hier darauf, aus dem gelungenen